Verheiratet oder ledig?

Von B. M. Croker.

(36. Fortsetzung.)

Plötzlich drehte sich Lady Rachel um, erblickte den neuen Ankömmling und rief mit ihrer schrillen klaren Stimme: „Sie, Herr Wynne! Ist's möglich? Sie hier zu treffen, hätte ich mir nicht träumen lassen. Kommen Sie her — setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir was Lustiges!" fügte sie hinzu und machte ihm auf der Chaiselongue neben sich Platz.

„Ich fürchte, dazu bin ich doch nicht die rechte Person", entgegnete er, während er, ihre ihm entgegengestreckte beringte Hand schüttelnd, vor ihr stehen blieb.

„O, Sie können sehr amüsant sein, wenn Sie wollen. Aber vielleicht sparen Sie Ihre geistreichen Einfälle lieber für Ihre literarischen Produktionen auf. Haben Sie gegenwärtig etwas unter der Feder?" schloß sie mit der stereotypen, an jeden Schriftsteller gerichteten Frage.

„Nein, zur Zeit nicht", lautete die in ziemlich gehaltenem Tone gegebene Antwort.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie mit der Familie West bekannt sind", fuhr Lady Rachel fort und setzte dann, die Stimme erhebend, hinzu: „Sie haben mir ja nie erzählt, liebste Maddie, daß Sie Herrn Wynne kennen?"

Madeline überhörte die Anrede. Anscheinend um die Mütze von der Theekanne zu nehmen, in Wahrheit aber, um ihr geisterbleiches, erschrockenes Gesicht zu verbergen, bückte sie sich tief auf den Tisch nieder.

Der alte Squatter, der aus Lady Rachels Worten heraushörte, daß Wynne ein Mensch war, der Aussicht hatte, in die Höhe zu kommen, und daß er Sachen schrieb, von denen die Leute redeten, rief den jungen Advokaten zu sich und lud ihn ein, sich neben ihm niederzulassen und ihm zu erzählen, was in der Welt vorgehe.

„Sie sehen, ich bin noch immer halbinvalid", sagte er auf den an seinem Stuhle lehnenden Stock deutend. „Ich fühle mich noch immer schwach auf den Beinen und kann noch nicht wieder in meinen Klub gehen. Es war ein ganz gehöriger Anfall, und ich warte nur etwas milderes Wetter ab, um nach dem südlichen Frankreich zu reisen."

Der alte Herr fand offenbar großes Wohlgefallen an dem jungen Manne, und eine solche „Liebe auf den ersten Blick" war bei ihm eine große Seltenheit.

Madeline, die ihrem Gatten auf Geheiß des Vaters eine Tasse Thee reichte, sah die beiden mit sprachlosem Erstaunen nebeneinander sitzen und sich in der liebenswürdigsten Weise über Politik unterhalten, ein Gebiet, auf dem ihre Ansichten durch einen merkwürdigen Zufall die ganz gleichen waren, und der Anblick berührte sie ungefähr so, als wenn sich hier in ihrem eigenen Empfangszimmer und vor ihren eigenen Augen ein unerklärliches Wunder begeben hätte.

Den scharfen Augen ihrer Hausgenossin, Frau Leach, konnte nicht verborgen bleiben, daß hier etwas vorging, was Madeline in ungewöhnlicher Weise beschäftigte und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sollte dieser junge Mann derjenige sein, welcher —? Aber nein, weshalb hätte sie ihn verleugnen sollen? Er war ja durchaus präsentabel und gehörte wahrscheinlich zu den Rivals-Wynne, worauf auch eine gewisse Familienähnlichkeit hindeutete. Dazu trug er die vollständigste Unbefangenheit zur Schau und schien Fräulein West kaum zu bemerken, obgleich sie wiederholt nach ihm hinblickte, blaß und aufgeregt aussah, Unsinn redete und die Tassen bis zum Ueberfließen füllte.

Nein, das war nicht der geheimnißvolle Freund; so viel Glück hatte Madeline nicht gehabt. Wäre er's gewesen, so hätte er sich doch sicherlich nicht in das Lager des Löwen gewagt. Wahrscheinlich war er ein Freund des Bewußten und gekommen, um als Postenträger zwischen den beiden zu dienen. Ja, ja, so mußte es sein.

Und nachdem die kluge Frau die Frage so zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit gelöst und Laurence Wynnes ganze Erscheinung vom Scheitel bis zur Sohle der genauesten Prüfung unterworfen hatte, wandte sie sich wieder dem Oberst, einem ihrer geschworenen Anbeter, zu, um den Zauber ihres Wesens weiter auf ihn wirken zu lassen.

Lady Rachel, welche anfing, sich mit ihrem bisherigen Partner zu langweilen, entledigte sich seiner mit jener leichten Grazie, die eine der feinsten Errungenschaften unserer Zivilisation ist, und machte es möglich, den neuen Gast unter dem Vorwande, sie habe etwas mit Papa West zu sprechen, mit Beschlag zu belegen.

Sie plauderten, wie immer, auf das Lebhafteste, und da der alte Squatter sein Recht, ebenfalls dann und wann zum Wort zu kommen, in Anspruch nahm, so fand Laurence jetzt Zeit und Muße, sich in der luxuriösen Umgebung umzusehen. Die hohen, luftigen Räume die Vorhänge von Sammet und Seide, die kostbaren Teppiche, das prachtvolle, alte Porzellan, die Masse der exotischen Pflanzen, alles das schien zu schreien: „Geld! Geld! Geld! Geld überall!"

Und Madeline thronte in ihrem Sammetkleide als Gebieterin inmitten dieser Pracht und Herrlichkeit! Zwei junge Herren, ein Baronet und der Erbe eines Herzogs saßen ihr, der eine rechts, der andere links, zur Seite und nahmen ihr jedes Wort vom Munde. Alles dies blieb ebensowenig ohne Eindruck auf Laurences Seele, wie Madelines durch die ebenso kleidsame wie kostbare Toilette noch mehr hervorgehobene Schönheit. Ueberall, wohin er das Auge wandte, fiel es auf reizende Luxusgegenstände, womit elegante Frauen sich zu umgeben pflegen, und für alles dies, für die reich eingerahmten werthvollen Bilder an den Wänden, die Vergoldungen, das silberne Theeservice, die stark duftenden Blumen, die sanft beschatteten Lampen, die eleganten Diener, den Glanz von Diamanten, die vornehmen Freunde, die an ihren Lippen hingen, für alle diese Dinge hatte sie ihn und Harry verlassen und aufgegeben. Ja, verlassen und aufgegeben, das waren die rechten Worte!

Jetzt eben, als er so saß und sie beobachtete, fütterte sie ihren chinesischen Schoßhund (in Wynnes Augen ein abscheulich häßliches Thier) mit süßem Theegebäck und forderte die Gesellschaft auf, ihren geliebten Chow-Chow zu bewundern.

„Ach, sehen Sie doch mal sein niedliches Ringelschwänzchen!" hörte er sie sagen. „Sehen Sie, was für eine allerliebste, kleine schwarze Zunge er hat!"

Und während sie so mit dem Thiere spielte und es streichelte und hätschelte, nährte und pflegte die Pächtersfrau draußen das Kind, Madelines eigenes Kind, das seine Mutter nicht einmal kannte, wenn es sie sah.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Robert West und sein neuer Bekannter schienen unendlich viel miteinander zu sprechen zu haben und waren augenscheinlich noch lange nicht fertig, als ein Gast nach dem andern aufbrach. Madeline wußte, daß Laurence entschlossen war, zu bleiben, bis alle gegangen waren. Als er seine Tasse in ihrer Nähe hinsetzte, hatte er ihr zugeflüstert: „Ich warte, bis alle andern fort sind, denn ich muß Dich einen Augenblick allein sprechen".

So war er denn nach einer Weile — der Zeiger der Uhr deutete bereits auf halb Sieben — wirklich noch der einzige Gast, und nun erhob auch er sich, um von dem Wirthe Abschied zu nehmen. Der alte West schüttelte dem jungen Manne herzlich die Hand und sprach die Hoffnung aus, ihn wiederzusehen, sobald er aus dem Süden heimgekehrt sein werde. Dann wandte sich Laurence zu Madeline, die, anstatt die Klingel für den Diener zu ziehen, auf die beiden Herren zutrat.

„Herr Wynne ist, wie ich weiß, ein großer Bilderfreund, und Du erlaubst wohl, Papa, daß ich ihm das kleine Gemälde zeige, das Du zuletzt erworben hast? Ich bin gleich wieder hier", sagte sie, zu dem alten Herrn gewandt, und fuhr dann, mit einladender Handbewegung auf die Thür eines Nebenzimmers deutend, fort: „Bitte, Herr Wynne, treten Sie ein, das Bild ist hier". Nachdem Laurence ihr in das Gemach gefolgt war, setzte sie, nur ihm verständlich, im Flüstertone hinzu: „Komm, stelle Dich vor das Bild, und sage mir, was Du willst!"

Das Zimmer war nur matt erleuchtet, und das kleine Bild hatte schlechtes Licht; aber darauf kam es im Augenblicke nicht an. Der junge Mann stellte sich an die ihm bezeichnete Stelle und sagte in ernstem Tone: „Ich bin gekommen, um Deinen Brief mündlich zu beantworten".

„Welcher Wahnsinn, Laurence! Dagegen war ja mein Besuch bei Dir das reine Kinderspiel. Wie um Gottes willen kannst Du wagen, hierher zu kommen! Als ich Dich hineintreten sah, war ich einer Ohnmacht nahe".

„Na, ich freue mich, daß Du es nicht dazu kommen ließest", entgegnete er kühl. „Aber nach dem, was Du mir über die Gesundheit Deines Vaters schriebst, bin ich erstaunt, ihn so wohl zu finden".

„Du mußt bedenken, daß ich meinen letzten Bericht vor vierzehn Tagen an Dich abschickte. Seitdem hat er sich bedeutend erholt".

„Ja, Dein Brief ist unbeantwortet geblieben, weil ich wegen der Gerichtsverhandlungen in der Provinz abwesend war".

„Und es scheint Dich wenig genug zu kümmern, ob ich schreibe oder nicht, ob Du von mir hörst oder nicht. Du trägst eben kein Verlangen, zu wissen, was ich thue und treibe!"

„O, das erfahre ich aus den Zeitungen, die ich im Klub lese. Ich ersah daraus zum Beispiel, daß das schöne Fräulein West zu Ball war und in ihrer strohfarbenen Robe außerordentlich hübsch aussah, daß sie in der Kirche ein sandfarbenes Kostüm trug, in Bondstreet großartige Einkäufe machte und sehr munter zu sein schien, oder daß sie im Theater in Juwelen und Goldstickereien förmlich strahlte. Aber lassen wir das. Ich habe jetzt die Bekanntschaft Deines Vaters gemacht, der mir gar kein solcher Menschenfresser zu sein scheint. Du hast wohl bemerkt, wie freundlich er von Anfang an zu mir war, ich glaube also auch nicht, daß Dein Geständniß die entsetzlichen Folgen haben wird, die Du Dir vorstellst, und bin fest überzeugt, daß ebensowenig etwas Schlimmeres für seine Gesundheit davon zu befürchten ist. Du beurtheilst seinen Charakter sicherlich falsch. Möglicherweise fährt er zuerst auf, das scheinst Du ja vorauszusetzen, aber er wird sich beruhigen lassen, und ich bezweifle nicht, daß wir dann die besten Freunde werden. Auch an Harry wird er Gefallen finden."

„Ich theile Deine sanguinischen Hoffnungen nicht", entgegnete Madeline einfach. „Aber wir haben keine Zeit zu verlieren, Laurence, und Du hast mir noch immer nicht gesagt, was Dich hierher führt".

„Ich kam, wie ich schon erwähnte, um Deinen Brief mündlich zu beantworten, und ich bin froh, daß ich's gethan habe, denn ich vermag nun Deine Lage nach eigener Anschauung zu beurtheilen. Ich finde Dich von einem Luxus umgeben, der einer Herzogin würdig wäre, finde Deinen Vater nicht als den schwachen, kranken Mann, als welcher er mir geschildert wurde, habe Deine Freunde, Deine Anbeter kennen gelernt, mit einem Worte, einen Einblick in Deine Lebensverhältnisse gewonnen, und weiß nun, welche Ketten und Bande es sind, Du bezeichnest sie als Pflichten, die Dich hier fesseln und Dich von mir losgerissen haben".

Hier machte Laurence eine Pause, gab aber durch eine Handbewegung zu erkennen, daß er noch mehr zu sagen habe, und daß sie ihn zu Ende hören müsse.

„Und nun", fuhr er dann fort, „nun habe ich Dir ein letztes Wort zu sagen. Ich muß Dich fragen, ob Du Willens bist, Deinem Vater jetzt gleich auf der Stelle die Wahrheit zu beichten, oder ob ich's thun soll, wozu ich gern bereit bin. Von der Art, wie er die Sache aufnimmt, dürfte es dann abhängen, ob Du ihn nach der Riviera begleitest oder nicht; denn hätte Dein Vater den Wunsch, nicht nur Dich, sondern auch Harry mitzunehmen, so würde ich nichts dagegen einwenden".

Madeline folgte dieser langen im Tone der Autorität gegebenen Erklärung mit steigendem Unbehagen. Der Vorschlag gefiel ihr durchaus nicht. Was würden ihre lustigen Freunde sagen, die meisten von ihnen gingen ebenfalls nach der Riviera, wenn sie dort, anstatt des glänzenden Fräulein West, eine einfache Frau Wynne fänden, eine Art verlorener Tochter, die ohne Einwilligung des Vaters geheirathet hatte und an deren Rockzipfel bereits ein zahnendes Kind hing? Außerdem nahm sich Laurence ihr gegenüber doch gar zu viel heraus, gebärdete sich gar zu sehr als Herr und Meister! Das wollte, durfte sie sich nicht bieten lassen, denn beugte sie sich jetzt, so war es für immer um ihren eigenen Willen geschehen. Was machte er nicht für ein Aufhebens davon, daß sie mit ihrem Vater auf drei Monate nach dem Süden gehen wollte!

„Nun, bis wir wieder daheim sind, wirst Du wohl warten müssen", begann sie. „Du siehst, Papa ist nicht in der Verfassung, starke Gemüthserschütterungen zu ertragen. Vielleicht in Monatsfrist, wenn er erst wieder ganz hergestellt ist, werde ich ihm, wenn Du darauf besteht, Alles sagen".

„Nein, ich will und werde nicht länger warten!" fiel ihr Laurence in die Rede. „Ich habe nun fast ein Jahr gewartet und Dir Zeit gegeben; aber immer hattest Du eine neue Entschuldigung, immer noch konntest Du nicht den Muth zu dem entscheidenden Schritte finden, und so verging Monat auf Monat. Auch der jetzt von Dir gestellte Termin würde auf den Nimmermehrstag fallen. Offen gesprochen, Madeline, ich habe nicht Lust, mich länger an der Nase herumführen zu lassen. Ich kann Dir", fuhr er, sich im Zimmer umsehend, fort, „allerdings vorläufig nur eine sehr bescheidene Existenz bieten, die in keiner Weise an Deine jetzigen Verhältniß heranreicht. Weder eine Equipage wird Dir zur Verfügung stehen, noch ein Kammermädchen, noch elegante Toiletten. Unsere Verhältnisse können sich nur mit der Zeit verbessern und heben. Aber Dein Vater ist recht gut im Stande, allein zu reisen. Er nahm seinen Thee mit bestem Appetit zu sich und erzählte mir selbst, daß er heute schon zwei Partieen Billard gespielt habe. Wäre er wirklich schwach und krank, so würde man darauf Rücksicht zu nehmen haben; wie die Dinge aber liegen, ist es wirklich schmachvoll, ich weiß kein besseres Wort, daß ich Dich an Dein Kind erinnern muß. Ihm sollte vor allem Andern Deine Sorge und Sorgfalt gelten. Der arme kleine Kerl ist jetzt recht elend und bedürfte gar sehr der Mutter, und deshalb ist's nöthig, daß Du hier bleibst und Dich um ihn kümmerst. Wenn das vielleicht kein Vergnügen ist, so ist's doch eben Deine Pflicht. Du kannst Dich bei Holts einquartieren und da bleiben, solange Du Lust hast. Du bist dort einstens so glücklich gewesen, Maddie!" schloß er die lange Rede in ernstem, fast betrübtem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

— Ausweg. „Was macht denn immer der Thierarzt bei Euch? Ihr habt doch kein Vieh!" — „Der behandelt mich!" — „Dich... der Thierarzt?" — „Jawohl, der Kerl schuldet mir noch immer hundert Mark — und sonst krieg' ich doch nichts."

Herr Zinsly.

Eine Schweizer Geschichte von E. Major.

„Ja, ja, ja, alles ganz schön und gut, aber damit überzeugen Sie mich noch lange nicht!" — Es war um aus der Haut zu fahren. Also dies der Erfolg all meiner Bemühungen! Anderthalb Stunden lang hatte ich Herrn Zinsly mit der ganzen Ueberzeugungskraft, die einem Hausbesitzer innewohnt, der zwanzig Jahre sich mit Mietern herumschlug, abgeraten, ein Mietshaus zu kaufen. Zwei Knöpfe seines Sommerüberziehers hatte ich ihm im Eifer des Gespräches langsam, aber vollständig abgedreht, ein dritter Knopf baumelte noch am herabhängenden Faden — und alles umsonst. Schon reichte mir Herr Zinsly freundlich wie immer die Hand zum Abschied und verschwand um die nächste Straßenecke. Ich tat das einzige was in meiner Lage jeder halbwegs vernünftige Mensch tun wird: ich schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Schließlich konnte es mir ja gleichgültig sein, was ein anderer tat.

Herr Zinsly war im übrigen das Vorbild eines wackeren Eidgenossen. Keiner von jenen Aestheten, die an der Bundesfeier eine Schweizerfahne heraushängen müssen. Aber einer, dem das Herz im Leibe lachte, wenn es an Festabenden allerorts von Feuerwerkskörpern krachte und knatterte, daß Hunde winselten und Katzen sich auf die Dächer schwangen. Einer, der am Schießstand ebensogut wie auf der Kegelbahn oder am Jaßtisch zu Hause war und dem der Stumpen nie ausging. Aber auch einer, der die häufigen Gänge zur Wahlurne als nützliche Körperbewegung betrachtete, der in den verschiedenen Kommissionen ein Wörtlein mitzureden hatte und sein hübsches Vermögen in mündelsicheren Schweizer Papieren angelegt hatte. Und nun wollte er ein Haus kaufen! Ein dreistöckiges Miethaus sich auf den allerdings mit kräftigen Muskeln gesegneten Hals lader! Na, Glück zu! Ich sah dem Kommenden mit gespannter Erwartung entgegen.

Ein paar Wochen danach rannte ich am hellen Tage Herrn Zinsly in die Hände. Sein Gesicht glänzte wie Frühlingssonnenschein. „Wünschen Sie mir Glück!" rief er mich an. „Seit gestern bin ich Hausbesitzer. Also, ich sage Ihnen . . ." Ich drückte ihm in tiefem Mitgefühl wortlos die Hand. Er nahm mein Beileid als Mitgefühl auf und fuhr fort: „Also, ich sage Ihnen! Ein tadelloses Haus! Fünfzehn Prozent Rendite pro Jahr! Erdgeschoß, erster und zweiter Stock und Mansardenwohnung. Gärtchen vor und hinter dem Haus . . ." — „Zentralheizung, elektrisches Licht," fuhr ich fort. — „Und Badeeinrichtung. Alles aufs komfortabelste eingerichtet. Und Mieter, na!" Herr Zinsly schnalzte nur so mit der Zunge. Ach, wie oft hatte ich nicht auch schon aus demselben Grunde mit der Zunge geschnalzt! Doch ich ließ ein gewinnendes Lächeln über meine Züge gleiten und sagte: „Sie Glücklicher!" „Und ob!" meinte er. „Im ersten Stock Franzosen, Pariser, hochfeine Leute, sehr reich. Im zweiten Deutsche, sehr gebildet, sehr korrekt und höflich. In der Mansarde eine italienische Familie, lebhaft, wie eben Südländer sind, aber nette Leute." — „Kinder?" warf ich ein. „Ja, aber natürlich. Die Franzosen haben ein entzückendes Pärchen, Knabe und ein Mädel, die Deutschen drei Jungen und die Italiener fünf schwarze Lockenköpfe. Aber alle sehr gut erzogen." — „Na, das reicht für den Anfang," versetzte ich trocken. — „Und im Erdgeschoß wohne ich selbst." — „Also ein ganz internationales Haus!" — „Ja, was wollen Sie? Darum leben wir auch in der Schweiz. In der Schweiz allein." Und dann hielt mir Herr Zinsly eine längere vaterländische Rede, deren entfernten Schluß ich nur deshalb nicht erlebte, weil sich plötzlich ein Bekannter uns beigesellte.

Bald darauf brach der Weltkrieg aus. In der ersten Zeit war ich so von meinen eigenen Verhältnissen in Anspruch genommen, daß Herr Zinsly samt seinem Hause mir aus dem Gedächtnis schwand. Eines Tages schlenderte ich friedlich und ahnungslos durch eine Straße der Neustadt. Da, auf einmal prasseln die schmetternden Klänge der Marseillaise aus einem ersten Stock auf mich herab. Ich bin nicht schreckhaft. Ich kann das wildeste Trompetengebrüll ohne Nachteil für meine Gesundheit aus der Nähe mitanhören. Wenn aber, wie es hier der Fall war, auf einem zu Tode gehetzten Klavier die Begleitung dazu gehämmert wird, dann fliehe ich. Das wollte ich eben nun, als ich durch die Kraft einer neuen Tonwelle gegen meinen Willen zum Bleiben gezwungen wurde. Diesmal kam sie aus dem zweiten Stock desselben Hauses. Nicht so nervenaufpeitschend wie das andere, doch mit der ganzen Wucht unverbrauchter Lungen herausgestoßen, brauste der Donnerhall der „Wacht am Rhein" durch die Luft. Ein prächtiger, alles übertönender Bierbaß und mehrere Knabenstimmen, deren eine mit dem Stimmbruch zu kämpfen hatte. Eben wollte ich weiterschreiten und die Leute ihren patriotischen Gefühlen überlassen, als plötzlich ein Stockwerk höher auf zwei falschgestimmten Handharmonikas die italienische „Marcia Reale" losgelassen wurde, kräftig betont durch aneinandergeschlagene Blechdeckel und lebhaftes Flaschengeklirr. Jetzt wurde ich stutzig. „Frankreich, Deutschland, Italien? Fehlt bloß noch Schweiz," murmelte ich. Kaum gedacht, rasselten mir aus dem Erdgeschoß die holprigen Töne eines Grammophons entgegen, das mit letzter Lebenskraft das „Rütlilied" von sich gab. Ich wünschte mich in diesem Augenblick zwar sehr an jenes „stille Gelände am See", ging aber trotzdem todesmutig inmitten des sich steigernden Höllenlärms auf die Hausglocken zu. Ich wurde die fürchterliche Ahnung, Herr Zinsly wohne hier, nicht los; ich wollte Gewißheit haben. Richtig, neben dem untersten Druckknopf stand zu lesen: „Walter Zinsly, Rentner." Also doch! Jetzt wurde meine Neugier rege. Kurz entschlossen läutete ich an und sah mich bald darauf Herrn Zinsly gegenüber.

Ich hatte erwartet, einen körperlich und seelisch zusammengebrochenen Menschen vorzufinden. Keineswegs. Herr Zinsly war ganz der alte, nur schien er etwas schwerhörig geworden zu sein. Doch, als er lächelnd zwei ansehnliche Watteppfropfen aus den Ohren entfernt hatte, mußte auch dieser Verdacht schwinden. „Sie sehen, ich weiß mir zu helfen," sagte er, indem er mich durch die Wohnung führte und mich auf die Matratzen, Federbetten und Strohwülste aufmerksam machte, die er auf die Türen genagelt hatte. „Uebrigens ist es nicht so schlimm. Man gewöhnt sich eben an alles, und nach elf Uhr nachts ist sowieso alles still. Als guter Patriot muß man auch den Patriotismus anderer gelten lassen." — „Gewiß", fuhr ich fort, „wenn er nur nicht so hörbar wäre!" — „Ja, ja, freilich," entgegnete Herr Zinsly, „aber die Hauptsache für mich ist, daß ja das Haus selbst nicht durch die Töne leidet. Im Gegenteil!" Und Herr Zinsly führte mich schmunzelnd vor seinen Schreibtisch und wies auf die Wand dahinter, wo ein großes Papierblatt mit der Aufschrift „17 Prozent!" angeheftet war. „Damit ich es stets vor Augen habe," erklärte Herr Zinsly. Ich nickte und wünschte ihm Glück zu seinem dicken Fell. „Sie meinen das Trommelfell?" — „Ja, aber natürlich!" brüllte ich, denn wir waren abschiednehmend in den Hausflur getreten, wo man sein eigenes Wort nicht verstand, und machte mich mehr tot als lebendig auf den Heimweg. Aber noch drei ganze Tage lang brauste und brodelte es in meinen armen Ohren von allen möglichen patriotischen Fanfaren und Gesängen.

Es versteht sich von selbst, daß ich kein zweites Mal so unbesonnen war, die Straße des Herrn Zinsly zu betreten. Doch sah ich ihn selbst von Zeit zu Zeit, ohne jedoch irgendwelchen nachteiligen Einfluß der Hausmusik an ihm wahrzunehmen. Er versicherte mir, alles gehe seinen gewohnten Gang, nur seien seine Mieter aufgeregter als früher und würfen sich Schimpfworte an den Kopf. „Ach Gott, so lange sie sich nichts anderes anwerfen, geht es ja," scherzte ich. — „Aber selbstverständlich. So lange das Haus keinen Schaden leidet, ist mir alles gleich," schloß Herr Zinsly. Er begann in meinem Innern zu antiker Größe anzuwachsen.

Gestern traf ich ihn neuerdings. Er war leise aufgeregt. „Stellen Sie sich vor, was mir in meinem Hause, ich betone: in meinem Hause kürzlich begegnet ist!" — „Sind die Leute handgemein geworden?" fragte ich. — „Nein, bloß die Kinder. Doch, das ist nicht alles. Aber es fing damit an. Also die Kinder der drei Parteien hatten seit einiger Zeit das Treppenhaus zu ihrem Kriegsschauplatz gewählt und walkten sich hier gegenseitig nach Noten durch." — „Auch nach Noten! Großer Gott!" rief ich aus.

„Na, na, nur ruhig," beschwichtigte Herr Zinsly. „So lange ihr Tatendrang sich darauf beschränkte, daß sie sich die Kleider vom Leibe rissen oder Beulen schlugen oder eine Nase leicht aufschlitzten, war mir das gleichgültig. Der Lärm stört mich nicht mehr. Als ich wahrnehmen mußte, daß man in der Hitze des Gefechts das Treppenhaus nicht mehr schonte, so daß die Tapeten in Fetzen herunterhingen und faustgroße Löcher in den Wänden erschienen, riß mir die Geduld. Ich ging zum Mieter des ersten Stockes, dem Franzosen, machte ihn in freundlicher Weise auf die Sachlage aufmerksam und verlangte Schadenersatz. Aber da kam ich schön an: Er wisse von nichts, seine Kinder seien es sicher nicht gewesen, die täten so etwas nicht und es falle ihm nicht im Traume ein, etwas zu zahlen. Er wurde sehr hitzig, ich wurde grob und zuletzt schloß er mit dem heroischen Wort, mit dem die kaiserliche Garde bei Waterloo zu sterben verstand. Ich begab mich zu den Deutschen im zweiten Stock. Und hatte ganz denselben Erfolg, nur daß mir hier die literarische Bildung des Mieters durch ein Zitat aus „Götz von Berlichingen" bezeugt wurde. Ich vermute, daß ähnliche Liebenswürdigkeiten meinen beschleunigten Rückzug aus der Mansardenwohnung der Italiener begleiteten. Da ich aber der italienischen Sprache nicht mächtig bin, so kann ich nichts Bestimmtes behaupten. Aber soviel weiß ich, daß meine Beschwerden ein ungeahntes Ergebnis zeitigten. Seitdem vertragen sich nämlich nicht nur alle drei Parteien unter einander, nein, sie haben eine allgemeine Verbrüderung geschlossen, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen mich, den jetzt alle zu ärgern suchen, wo und wann sie können. Was sagen Sie dazu?" — „Ich bin sprachlos. Sie haben natürlich allen Parteien gekündigt?" — „O nein, erwiderte Herr Zinsly mit pfiffigem Lächeln, „was denken Sie? Leute, die so pünktlich zahlen, sind Gold wert! Nein, ich werde selbst ausziehen. Aber vorher lasse ich das ganze Treppenhaus neu herrichten, was mir Gelegenheit gibt, sämtliche Mietspriese gehörig zu steigern. Ausziehen wird keiner. Ein Haus, wo sie sich so ausleben können, finden sie nirgends. Wenn ich dann auch noch das Erdgeschoß vermiete, so wirft mir das Haus zwanzig Prozent ab!" — „Alle Achtung! Haben Sie schon einen Mieter?" — „Jawohl. Eine russische Familie."

Anna Luise.

„Sie war ein Kind von wenig Tagen," als sie zu uns kam. So weiß war ihr Kleid, so anmutig ihre Bewegungen, so sanft, fast verschüchtert der Ausdruck ihres schmalen Gesichts, daß wir sie gleich ins Herz schlossen. Wir alle, vom Hausvater bis zur zweijährigen Trude, begleiteten sie zu ihrer hübschen kleinen Wohnung, und ich denke noch fast mit Rührung an den freudigen Ausdruck ihres Auges, den dankbaren Ton ihrer Stimme beim Anblick des für sie appetitlich zubereiteten Mahles, des sauberen Ruhelagers. Allerliebst in der Erscheinung, bescheiden und liebenswürdig im Wesen, das war unser erster Eindruck von ihr.

Im übrigen war sie ein Schaf. Aber ein wirkliches, mit Wolle und vier Beinen.

Sie stammte aus der bekannten hannöverschen Familie, von der in einem alten französischen Konversationslexikon stehen soll: „Les Haidschuckes, peuple sauvage de l'Allemagne". Bei ihrer Ankunft war unsere Freude noch namenlos; es erforderte ernsten Familienrat, den geeigneten Namen zu finden, bis einem findigen Kopf die erleuchtete Idee kam. Da eine entferntere Verwandte, die sich bei häufigen Besuchen durch beständiges Nörgeln und Tadeln bei uns beliebt machte, Anna hieß, da unsere in allgemeiner Hochachtung stehende Küchenfee sich Luise nannte, was war einfacher und naheliegender, als unsere neue Hausgenossin mit dem Namen Anna Luise zu belegen?

Anna Luises Stellung bei uns war eine Sinekure. Sie war Luxusschaf, hatte nur Rechte und keine Pflichten. Bald war sie gewissermaßen Mittelpunkt unseres Familieninteresses. Man sagte ihr guten Morgen und gute Nacht, man brachte ihr eigenhändig alle erdenklichen Lekkerbissen, sie wurde gestreichelt und mit Schmeichelnamen gerufen. Der Herr vom Hause behandelte sie mit Wohlwollen, seine Frau mit schützender Güte, die Kinder mit Liebe und Rücksicht. Auf dem großen Grasplatz des Hofes, ja selbst in dem schön gepflegten Garten durfte Anna Luise sich tummeln, springen und Gras zupfen. Sie war der Kinder immer munterer lieber Spielkamerad, und stets aufgelegt zum Toben und Scherzen. Allerliebst sah es aus, wenn die Kleinen aus der Hoftür traten und Anna Luise ihnen entgegensprang, den Kopf tief gesenkt; wenn die Kinder, dieselbe Stellung einnehmend, ihr begegneten, und dann ein fröhliches Lärmen, Jagen und Stoßen auf dem Rasen entstand, bis zuletzt nur ein lachender, schreiender, meckernder Knäuel zu erkennen war.

Allmählich trübte sich aber das weiße Unschuldskleid der ersten Jugend, und wurde durch ein zart abgetöntes, graues Wollkleid ersetzt. Der Körperbau entwickelte sich kräftig, der Blick wurde kühn, die Bewegungen energisch. Eines Tages fingen die Kinder an, sich ein wenig zu beklagen; Anna Luise sei so wüst, und wenn sie nach ihrer gewohnten schelmischen Art beim Spiel gegen sie anrenne, sei der Stoß arg hart.

Er wurde aber immer härter, denn Anna Luise war nicht nur ein Schaf, sie war zugleich ein Bock und bekam Hörner. Aus einer zarten Andeutung wuchsen sie sich zu schön geschwungenen Waffen aus, die aus dem Spiel leicht blutigen Ernst machten. Allmählich faßte Schrecken das Herz der Vorübergehenden, wenn Anna Luise mit gesenkten Hörnern zum Willkommgruß angejagt kam. Und sie meinte es doch so gut!

Es kam nun bald der Tag, da sie angestrickt, das heißt vermittels eines langen Seiles an einen Pfahl festgebunden wurde. Mit Tränen hörten die Kinder das halb empörte, halb wehmütige Meckern des gekränkten Kameraden, und reichliche mildtätige Teilnahme erfuhr er. Aber gewaltiger als das Schicksal war auch hier der Mut, der's unerschüttert trug, und uns täuschte bald die Ergebenheit und Zufriedenheit, mit der Anna Luise auf dem engen Tätigkeitsfeld graste.

Es kam aber auch der Tag, da wohl lange Geplantes zur Ausführung gelangte, indem es Anna Luise gelang, sich der Fessel zu entraffen; sie stürzte freiheitstrunken durch das offene Hoftor hinaus, den Strick hinter sich schleppend, warf in stürmischer Begrüßungsfreude drei Kinder nieder, zerriß einer eleganten Dame das Kleid und rannte schließlich sogar den regierenden Bürgermeister zu Boden, worauf wir teures Schmerzens- und Schadengeld bezahlen mußten.

Seitdem lagerte ein Schatten über dem sonst stets heiteren Familienkreis. Es fielen Worte wie „Notwendigkeit — Abschaffen" seitens des Vaters, es flossen Tränenströme seitens der Kinder.

Anna Luise graste jetzt wieder friedlich, aber von einem sicheren Gitterzaun umschlossen, und der Verkehr mit den Freunden wurde immer spärlicher. Und es kam noch einmal ein Tag da...

Ein prächtig klarer Sommerhimmel lachte über dem weiten Grasplatz außerhalb der Stadt, wo das große Kriegerfest gefeiert wurde, zu dem der lange Zug mit Fahnen, Musik und Orden hinausgezogen war und eine tausendköpfige Menge, wohl der vierte Teil des gesamten Fürstentums, sich eingefunden hatte. Er lachte auch herab auf den stattlichen Redner auf der Rasenestrade unter dem Eichbaum, der kein anderer war als Anna Luises glücklich-unglückseliger Herr. Da stand er, sichtbar allem Volk, und sprach mit Feuer und Begeisterung unter lautlosem Schweigen: „Kameraden, die heiligsten Gefühle —"

Da, eine Unruhe in der Menge, unterdrücktes Schreien und Lachen, Schlagen und Stürzen, Kinderjammern und Mütterirren. Dem Redner erstarb das Wort im Munde, die Hände streckten sich abwehrend aus: im vollen Lauf dahergesprengt, stürmte Anna Luise durch die entsetzten Reihen und stürzte mit gesenktem Haupt freudestrahlend dem Redner ans Herz.

Die Wirkung war unbeschreiblich, Lachen war der Rest. Als Anna Luise glücklich eingefangen und unter heftigem Widerstand abgeführt war, hatte jemand den guten Gedanken, dem so seltsam unterbrochenen, fassungslosen Redner durch ein kräftiges „Hurra!" zum Schluß seiner Rede zu verhelfen. „Donnergleich erscholl, oft wiederholt, der Menge Beifallsruf"

In der Blüte der Jugend mußte nun Anna Luise uns verlassen. Aber nicht unter Schlächters Beil hat sie geendet; auf allgemeine Bitte setzte eine Kugel ihrem Leben ein Ziel. Das mochte ein wenig romantisch sein, aber es entsprach dem allgemeinen Gefühl. Auch fehlten Tränen ihrem Schicksal nicht. Ihr Andenken lebt weiter bei uns, und während ich dies Gedenkblatt für sie niederlege, stehen meine Füße auf einem wolligen schwarzgefärbten Vlies, dessen Tuchkante eine sinnige Hand mit einer Vergißmeinnichtkante bestickt hat. In der Ecke derselben aber prangt kunstvoll verschlungen in Gold der Namenszug: A. L.

Künstler-Räusche.

Einmal war Lenbach nach Wien gekommen. und seine ersten Kunstgenossen gaben ihm bei Sacher ein Essen. Die Künstler leisteten auch im Trinken Hervorragendes, allen voran der trinkgewaltige Canon, von dem man behauptete, daß er gleich dem Igel in Tagsfrist ebenso viel vertilgen könne, als er Körpergewicht habe — aber selbstverständlich nicht an Speisen, sondern an Getränken. Nur einer zeigte sich seiner Mission so garnicht gewachsen: Hans Makart, der ein noch schlechterer Trinker als Redner gewesen ist. Er machte der Wiener Künstlergenossenschaft eitel Schande und war schon „fertig", bevor die Sache eigentlich noch recht anging. Als er solchermaßen überflüssig geworden, dachte man daran, ihn sicher nach Hause zu befördern. Der Fiaker, dem der apathische kleine Meister anvertraut wurde, erhielt den Auftrag, wieder zurückzukommen und Bericht zu erstatten. Der Brave konnte melden, daß alles gut abgelaufen sei.

„Hat ihm die Erschütterung nicht geschadet?"

Da blinzelte der sinnreiche Wagenlenker und schmunzelte: „I hab ihm ja glei's Futtersackel umg'hängt!"

Durch jeden neuen Tag deines Lebens mußt du den alten Tagen einen neuen Inhalt geben.